



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1938

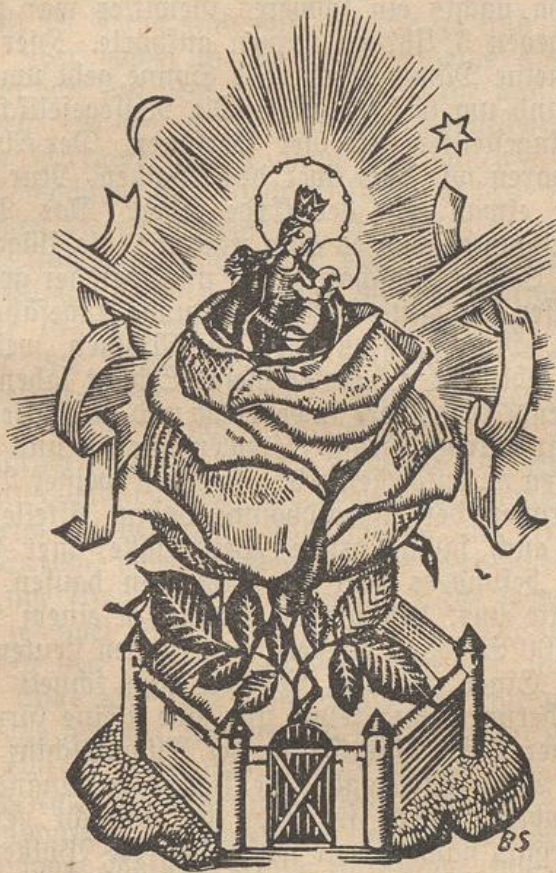
10 (1938)

Caritasblüten

Nr. 10

Oktober

1938



Rosa mystica

Schneblendend weiße Rose,
Von Himmelsdust erfüllt!

Du Keine, Makellose,
In Himmelslicht gehüllt:

Aus dir sproßt uns ein Blümelein,
Das liebe Gotteskindelein,
Des ew'gen Vaters Sohn.

Bluttriefend rote Rose,
Vom Leidenstau getränkt —
Und in das Meer der Schmerzen
Sanz tief hineingesenkt!

Du bleibst in bitteren Wehen
Beim Kreuzestamme stehen, —
Dein Kelch entblättert nicht.

Von Gold umstrahlte Rose
Im Glanz der Seligkeit,
Erhab'ne Himmelsrose,
Du blühst in Ewigkeit!

Du trägst des Himmels schönste Kron'
Und herrschest mit dem Gottessohn!
Geheimnisvolle Rose!

m. v.

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Gs wurde ungefähr 6 Uhr, ehe wir abfahren konnten, da nachts ein schweres Gewitter war und es erst gegen 5 Uhr zu regnen aufhörte. Hier gibt es ja keine Dämmerung. Die Sonne geht um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Die Reisegesellschaft bestand außer den Angestellten aus vier Personen. Der Aufstieg ging gut. Bald waren wir hoch über den Wolken. Nur hier und da konnten wir etwas von der Erde sehen. Das Wolkenmeer schloß sich zusammen und es kam uns vor, als flögen wir über eine herrliche Schneelandschaft. Über uns war der grau-bläuliche Himmel. Unser Flugzeug legte per Stunde ungefähr 350 Kilometer zurück. Nun ging es durch die Wolken, weil wir sonst den Weg verfehlt hätten. Unter dieser Schicht sahen wir wieder endlos scheinende Urwälder, in denen ab und zu Wasserspiegel und Flüsse sichtbar wurden, große Strecken Morast und Sumpf, wo kein Lebewesen zu entdecken war. Scharen weißer Vögel flogen über den Kronen der Urwaldbäume dahin. Stellenweise entdeckten wir auch schöne grüne Weideplätze; hier sollen viele wilde Tiere, besonders aber die Elefanten hausen. Ein Missionar erzählte uns, daß die Regierung in einem Distrikt erlaubt habe, 700 Stück zu erlegen, weil sie den Leuten die Felder verwüsteten. Einer von den Piloten kam schnell von seinem Sitz zu uns herunter und zeigte uns eine kleine Gruppe wilder Tiere auf einer Dase. Das Getöse der Flugmaschine hatte ihnen Furcht und Angst eingejagt. Sie stoben auseinander und im selben Augenblick waren sie schon im Dickicht verschwunden.

Mit Besorgnis nahmen wir wahr, daß die Wolken sich immer dunkler färbten. Wir fragten uns, was wohl geschehen würde, wenn in dieser Wildnis eine Notlandung stattfinden müßte; denn man sah nur Bäume, Sumpf und Morast. Und übrigens, wenn der Nebel sich mehr auf die Erde gelegt hätte, wäre an eine Landung nicht zu denken gewesen. Wir suchten Hilfe bei dem, der alles geschaffen!

Kurz vor Coquilhatville kamen Sturm und Regen. Auf dem Flugplatz stand man bereit, um uns abzuholen. Mit großer Sorge sah jedermann die Gefahr, in der wir uns befanden. Mutter Nivarda, die uns ebenfalls abholen wollte, erzählte uns, daß die Europäer laut vor Angst geschrien hätten. Das Flugzeug war durch die dunklen Regenwolken so nahe zur Flughalle gekommen, daß es beinahe angestoßen hätte und eine Explosion zu fürchten war. Zum Glück konnte es sich noch einmal erheben, es flog noch ungefähr 10 Kilometer

weit, machte verschiedene Wendungen und konnte dann die richtige Einfahrt nehmen. Wir schaukelten und gaukelten da oben in der Luft und hielten uns an unsern Sesseln gut fest. Die eigentliche Gefahr kannten wir selbst nicht. Ein inniges „Deo gratias“ flog zum Himmel, als wir festen Boden unter uns fühlten. Die Missionare, welche uns abholten, erklärten uns dann die außerordentliche Gefahr, in der wir geschwebt hatten. Gott sei Dank sind wir mit Sorge und Angst davon gekommen. Wir haben in $2\frac{3}{4}$ Stunden eine Strecke zurückgelegt, wofür wir auf dem Strom sechs Tage und Nächte nötig gehabt hätten. In der Kathedrale von Coquilhatville brachten wir unserm Herrgott unsern Dank für seinen gütigen Schutz dar. Dann machten wir einen Besuch an den Vertreter des hochwürdigsten Herrn Bischof; Se. Exzellenz weilt gegenwärtig in Europa. Und dann ging es in einer viertelstündigen Autofahrt nach Bamania, unserer ersten Missionsstation im Kongogebiet. Vor dem Schwesternkloster standen die ehrwürdigen Schulbrüder mit ihren Schülern und unsere Schwestern mit ihren Schülerinnen und sonstigen Schutzbefohlenen zum Empfang bereit. In Gedichten und Liedern wurde der Wiedersehensfreude Ausdruck gegeben. Da am nächsten Tag ein Schiff nach Flandria ging, nahmen wir die Gelegenheit wahr, auch diese Station gleich zu besuchen. Wir fuhren mit einem Lastauto zum Ruki-Strom, einem Nebenfluß des Kongostromes. Unser Schiff lag am Ufer. Auf dem oberen Deck waren zwei Kabinen mit je zwei Betten für Europäer. Die Eingeborenen hielten sich in den unteren Schiffsräumen auf, und die beiden Rähne, die links und rechts am Schiff befestigt waren, waren mit Brandholz beladen, welches als Heizmaterial dienen mußte. War der Vorrat verbraucht, dann wurde an verschiedenen Stellen angelegt und neuerdings Holz geladen.

Im Abenddunkel leuchteten die hochaufliegenden Feuerfunken, die vom Maschinenraum aufstiegen, wie Raketen, die man bei festlichen Gelegenheiten losläßt. Es schien, als wollten sie mit den unzähligen Sternen und Sternchen, die am Himmel funkelten, wetteifern. Dazu gab noch der lange und breite Wasserspiegel des Ruki einen glänzenden Widerschein.

Auf den beiden Rähnen war lustiges Leben. Die Frauen kochten für ihre Familien. Wenn der Eingeborene reist, muß Kind und Regel mit. Die Hühner im Körbchen müssen sogar für frische Eier sorgen. Mehrere dicke Holzscheite lagen auf einem Blech und loderten zu einem hellen Feuer auf. Darüber stand der Kochtopf auf einem Dreifuß und war gefüllt mit Maniok, der Lieblingsspeise der Eingeborenen. Als Deckel dienten festumwundene Bananenblätter. Auch ein Eierkuchen wurde zubereitet. Die Familienmitglieder saßen um diesen hochmodernen Herd und schoben, wenn es nötig war, das bren-



Palmöl-Fabrik in Flandria

(Photo: Archiv)

nende Holz nach. Auf diesen Stromschiffen muß man nämlich selbst für die Beköstigung sorgen. Es wurden Lebensmittel, Gemüse und einige Hühner eingepackt, diese konnte man aber nicht gebraten mitnehmen, sondern lebend, und sie spartelten darum in unserm Körbchen herum. Bei der großen Hitze verdirbt das Fleisch zu schnell. Wir selbst mußten nun auch für unsere leiblichen Bedürfnisse sorgen. Auf dem unteren Deck stand ein kleiner Kochherd, auf dem das Essen für die Europäer zubereitet wurde. Er war von den Reisenden und ihren Habseligkeiten dicht umlagert.

Eine Dame hatte ihren schwarzen Koch bei sich. Wir machten nun mit unserm Vorrat Gütergemeinschaft und der Koch übernahm es, auch für uns das Essen zuzubereiten. Mutter Nivarda, die schon weit über dreißig Jahre in der Kongomission tätig ist, begleitete uns und führte beim Koch, dessen Sprache sie meisterhaft verstand, die Aufsicht.

Unser Reiseziel, die Station Flandria, sollten wir in zwei Tagen erreichen; da aber gerade zunehmender Mond war, konnte der kundige schwarze Kapitän auch während der Nacht fahren. Fehlt das Mond- und Sternenlicht, dann müssen die Stromschiffe abends anlegen.

Inzwischen hatte der Schlaf uns die Augen geschlossen. Würdige Mutter teilte mit Mutter Nivarda die Kabine. Die belgische Dame und ihr Kind schliefen in der zweiten, und eine andere Ordensschwester und ich hatten das Vorrecht, die kühle Nacht auf Deck im Liegestuhl zubringen zu dürfen. Beim Tageslicht nahmen wir wahr, daß hier und da am Ufer recht



Würdige Mutter Generaloberin und Mutter Nivarda auf der Flandria-Mission
(Photo: Archiv)

armselige Fischerwohnungen auftauchten. In ausgehöhlten Baumstämmen fahren sie oft tagelang auf dem Strom, um Fische und andere Erzeugnisse zum nächsten Markt bringen zu können. Unser Schiff hielt sogar einmal mitten auf dem Strom, weil ein Fischer in seinem primitiven Kahn auf uns zusteuerte. Er bot seine Fische zum Verkauf an. Die Eingeborenen waren gleich mit ihm am Handeln.

Nun wurden große, herrliche Palmenplantagen sichtbar. Das war für uns ein Zeichen, daß Flandria nicht mehr fern sei. Direkt am Ufer liegt eine große Ölfabrik, deren Besitzer eine europäische Firma ist. Die Ölpflanzenplantage ist tausende Hektor groß. Eine Menge Fässer lagen zum Versand des berühmten Palmöls bereit. Die rötlichen Nüsse an den schwarzen Kolben hängen wie große Traubentrossen an den Palmbäumen. Das Äußere der Nüsse wird in der Fabrik gepreßt, bis das Palmöl fertig ist. Der innere, haselnußgroße Kern wird nach Europa geschickt und dient zur Bereitung von Margarine, Palmine und Glycerin. In dieser Fabrik finden viele Arbeiter ihr tägliches Brot. Es werden ihnen auch nette Häuschen zur Verfügung gestellt. In nächster Nähe ist ein Hospital für die Kranken. Unsere Schwester Jakobä hat die Leitung der Pflege. Da wir, um zur eigentlichen Missionsstation Flandria zu kommen, an der Fabrik vorbeifahren mußten, machten wir rasch einen Besuch und gingen dann auf Schusters Rappen hin zum Kloster. Schwarze Jungens gingen mit unserm Gepäck voraus und meldeten bei den Schwestern unsere Ankunft. Auf dem Wege dorthin sahen wir eine große

Knabenschule, die zum Besitz der Ölfabrik gehört. In der neuen, gereinigten Kirche konnten wir den Heiland begrüßen und dem nebenan wohnenden Pater Missionar einen kurzen Besuch abstatten. Flandria ist ein reiches Arbeitsfeld. Unsere Schwestern sind seit sieben Jahren dort tätig und unterrichten 160 Schulkinder. Im Kindergarten tummelten 40 kleine Knirpse herum.

Unter den hiesigen Volksstämmen sind der Mkundo- und der Boewastamm am meisten vertreten, letzterer ist der niedrigste und verachtetste Sklaventamm. Die Erwachsenen sind nur notdürftig und die Kinder gar nicht bekleidet. Von diesen armen Menschen gehören etwa 10 000 zum Missionsgebiet Flandria. Da braucht es noch viel Opfer und Gebet, um diesem Volke Kultur und Gottesdienst beizubringen. Diese armen Leute leben im Urwald; ihre Hütten sind von Baumrinden und Blättern gemacht. Sie wohnen in kleinen Dörfern zusammen, um Schutz gegen die wilden Tiere zu haben, und ernähren sich von Jagd und Fischfang. Feldbau kennen sie nicht. Die Lebensmittel, welche sie benötigen, tauschen sie ein gegen Fleisch, Fisch und Raupen.

Die Neuigkeit, daß Würdige Mutter angekommen sei, war bald verbreitet. Von nah und fern kamen Frauen, Männer und Kranke zur Begrüßung herbei. Sie brachten allerlei Geschenke, Hühner, Eier und Fische und erwarteten dann dafür selbstverständlich irgendeine Kleinigkeit. Wir besuchten die verschiedenen Schulräume und überzeugten uns, daß die Kinder strebsam und bildungsfähig sind. Die Schulaufgaben waren gut gearbeitet. Die Mädchen machten sehr nette Handarbeiten. Die Leistungen in Gesang, besonders beim Gottesdienst, mußten wir wirklich bewundern. Es war ergreifend, mit welcher Begeisterung sie die Oration für den Heiligen Vater sangen.

Bald überraschte uns die Nachricht, daß unser Schiff Mittwoch wieder zurückfähre. Da nahmen die Schwestern zu der Fabrikgesellschaft ihre Zuflucht. Diese stellte uns ihr Benzinbötchen zur Verfügung, und so konnten wir noch zwei Tage bleiben. Dann aber schlug die Abschiedsstunde wohl oder übel. Der hochwürdige Pater Missionar fuhr mit uns bis Bokuma. Nach dreistündiger Fahrt legten wir an einer Stelle an, wo sich der Urwald lichtetete. Hier war ein Christendorf. Die Leute hatten unsere Ankunft bald erspäht. Freudig umringten sie den hochwürdigen Pater Missionar, der ihnen bekannt war, und baten um seinen Priestersegen. Auch wir wurden herzlich begrüßt und mit Freuden zeigten sie uns ihre Häuser und ihre Topffabrikation. Sie machen Töpfe aus Lehm, trocknen sie an der Sonne und brennen sie im Feuer. Dann werden sie gefärbt und poliert und zum Teil verkauft.

Die Mittagsstunde hatte geschlagen. Unser kleines Boot legte

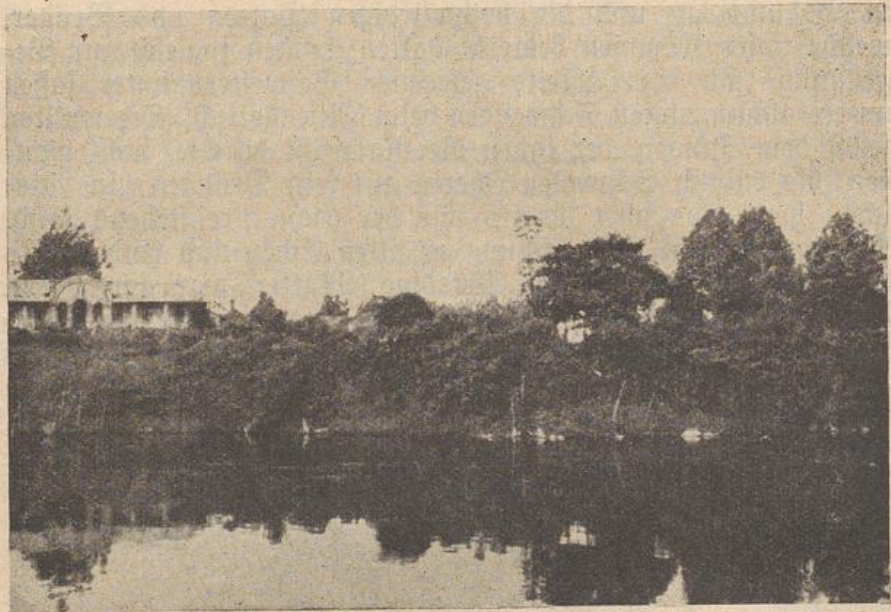
in Bokuma an und die hochwürdigen Patres und Brüder, welche unser Kommen bemerkt hatten, kamen sogleich zur Begrüßung. In dem abseits gelegenen Schwesternkloster saßen unsere ahnungslosen Schwestern beim Mittagstisch. Sie wollten selbst dem Jungen, der ihnen die Nachricht brachte, nicht glauben, bis endlich Schwester Oberin auf sein Drängen hin Ausschau hielt, uns aber bereits vor der Haustüre stehend fand. Da war freudige Überraschung an allen Ecken und Enden! Es dauerte nicht lange und Würdige Mutter war schon von schwarzen Krausköpfen umringt. Die Jugend sang ihre schönsten Lieder. Den dortigen Sitten gemäß teilte Würdige Mutter



Die Fahrt geht weiter in dem Boot mit dem Grasdach zur Bokuma-Mission
(Photo: Archiv)

erst kleine Geschenke aus, dann kam aber die schwarze Schar mit ihren gebräuchlichen Gaben an: Hühner, Fische, Eier usw.

Das Klosterchen unserer Schwestern ist sehr praktisch eingerichtet. Ebenso die Schulräume und alle zur Mission gehörigen Gebäulichkeiten. Hier haben unsere Schwestern ein eigenes Hauskapellchen, wo sie ungestört ihre Pflichtgebete beim Heiland verrichten können. Die Kirche ist ebenfalls sehr geräumig. Bokuma hat auch ein kleines Priesterseminar, aber die Heranbildung des einheimischen Klerus verlangt noch viel Opfer und Gebet. Im nahegelegenen Dorf machten wir den Leuten auch einen Besuch. Man erkundigte sich recht teilnehmend nach Schwester Emma und Virgilia, welche die Mission vor mehreren Jahren wegen Krankheit verlassen mußten. Die guten Leute hier meinten ganz treuherzig: „Wir sind



Missionsstation Bokuma

(Photo: Archiv)

jetzt schon alt und grau, und so wird es auch den beiden Mamas gehen. Wir sehen ein, daß sie nicht mehr zu uns kommen können, aber wenn sie noch jung wären, dann müßten sie wiederkommen.

Die Pflicht mahnte zur Weiterreise. Das Stromschiff, welches der Mission gehört, wartete auf uns. Ein letzter Gruß beim Heiland, und es ging zum Ufer. Wir waren in guter Hut. Ein ehrwürdiger Bruder ist Schiffskapitän und hatte eine tadellose Zucht und Ordnung auf dem Schiff. Auf dem oberen Deck ist ein größerer Raum mit einem Altar. Mitreisende Priester können daselbst die heilige Messe lesen; sonst dient dieser Raum als Speisesaal für die Europäer. Schwarze Mitreisende hatten ihr Kochgeschäft auf den angehängten Rähnen betrieben. — Des Mittags legte unsere „Theresitta“, so hieß das Schiff, in Coquilhatville an. Wir gingen zur Missionsprokura und wurden von da mit Hab und Gut nach Bamanian gebracht. Dorthin wollte auch eine Frau mit ihren zwei Kindern, welche in unserer Reisegesellschaft war. Der älteste Sohn ist Lehrer und an der Mission angestellt und will sich jetzt verheiraten. — Die besorgte Mutter und die guten Geschwister durften doch bei der Hochzeitsfeier nicht fehlen und brachten viele und große Geschenke mit. Einige große Körbe Maniok, Gemüse, Fische, Eier, Hühner, einen Papagei in einem niedlichen Körbchen, einen Ziegenbock usw. Alles kam zu unsern Habseligkeiten auf das Lastauto. Zum allgemeinen Gelächter ging das Hühnergefängnis auf und die Eingesperrten

200



Schwestern von Bamania mit der Würdigen Mutter.

(Photo: Archiv)

erfreuten sich rasch ihrer goldenen Freiheit. Nun wurden die Entflohenen von den Eigentümern verfolgt, und unser Vater Missionar half tatkräftig mit. Zum Schluß mußte man feststellen, daß für den Ziegenbock kein Platz mehr war. Mutter Nivarda, meine Wenigkeit, die schwarze Frau und die beiden Kinder mußten doch auch alle ein Plätzchen haben. Würdige Mutter saß beim Chauffeur. So ging's zum Städtlein hinaus! In einer Viertelstunde waren wir bereits in Bamania. Die Jugend umringte das Lastauto, wir wurden mit Freuden begrüßt. Auch unsere Mitreisenden wurden willkommen geheißen und die vielen großartigen Hochzeitsgeschenke bewundert.

Nun wollen wir uns Bamania etwas näher anschauen. Vor dem Klösterchen machten wir halt. Alle Wohngebäude müssen hier eine Veranda haben, sonst wären die Wohnräume der heißen Sonne zu sehr ausgesetzt. Auch die Eingeborenen verlängern ihr Grasdach an ihren Hütten, schlagen ein paar Pfähle ein, um ihre Wohnräume den glühenden Strahlen der Sonne zu entziehen.

Neben dem trauten Kapellchen ist eine Zahnklinik. Etwas abseits gelegen ein Krankenhaus, wo die arme Menschheit viel Gutes empfängt. Die Schulklassen sind hell und geräumig. Es werden 68 Kinder dort unterrichtet in der Nkundo-Sprache und im Französischen. Der Kindergarten wird von 52 kleinen Krausköpfen besucht. 14 junge Mädchen werden in Näh- und Hausarbeiten unterrichtet. Wir bewunderten die große Geschicklichkeit der Kinder, besonders in ihren Handarbeiten

und Stickereien. Die Kinder führten ein Theaterstück auf, mit einem Schliß und einer Gewandtheit, daß selbst die Besucher aus Coquilhatville darüber staunten. Die Jungen hatten zu diesem Zweck unter Leitung der ehrwürdigen Schulbrüder eine Festhalle aus Palmenblättern verfertigt.

Des andern Tags wanderten wir durch das Dorf. Immer wieder wurden wir von den Christen freundlich begrüßt und umringt. Eine Frau hatte es besonders wichtig, uns zu mustern vom Kopf bis zum Fuß. Sie stellte sich gerade vor mich hin und sagte im Predigerton in ihrer Muttersprache: „Du Ebenbild von Mama Marianna, gehe heim in dein Dorf, werde glücklich und Gott segne dich!“ Gewiß ein frommer Wunsch.

Auf unserer Wanderung galt selbstverständlich auch der stillen Friedhofsstätte ein Besuch, wo unsere tapferen Pionierinnen ihr Ruheplätzchen haben.

In Coquilhatville mußten wir noch einige Besuche machen. Die guten Schwestern Vinzentinerinnen stellten uns großmütig ihr Auto zur Verfügung. Es ist rührend, wie in dem fremden Erdteil alle Genossenschaften einmütig am Heile der Seelenrettung arbeiten. Alles geht Hand in Hand, wo geholfen werden muß, wird es mit großer Freizügigkeit getan. Auch wird die Missionsarbeit bedeutend erleichtert, wenn die Regierung mitarbeitet. Unsere Schwestern Theonilla und Bonifazia erhielten als Anerkennung für ihr langes Wirken in der Mission den Ritterorden von König Leopold. Schwester Thekla, Schw. Humiliana, Schw. Fides und Schw. Marianna empfingen die goldene Medaille.



„Mein Lied dem König!“

(Aus stiller Zelle)

Dir singe ich mein Liedchen
Ganz einfach und ganz schlicht,
Dir, meiner Seele König,
Bis mir das Herz einst bricht.

Kann nicht in hohen Weisen
Dich preisen würdiglich,
Doch siehst Du auf mich nieder,
So mild, so königlich.

Kann nur mühselig stammeln,
Was ich Dir sagen will:
Vor Deiner Königswürde
Hält sich Dein Würmlein still.

Drum flehe ich, o König,
Mit kindlichem Vertrauen:
O lasse all die Deinen
Dich ewiglich einst schaun.

Sieh, wie die Hölle wütet,
Wie uns umhüllt die Nacht!
O zeig' in Kampfesstunden,
Zeig, König, Deine Macht!

m. S.

Nachrichten aus dem Mutterhaus

Einkleidung am 14. August 1938 in Harle-Ritzel, Mutterhaus „Hl. Blut“:

Schwester M. Salvata, Schwester M. Dominika, Schwester M. Edmunda, Schwester M. Gabriele, Schwester M. Fidelis, Schwester M. Brigitta, Schwester M. Cosma, Schwester M. Thaddäus, Schwester M. Helmtraut, Schwester M. Bernarde, Schwester M. Waldefried, Schwester M. Custoda, Schwester M. Alojse.

Erste Gelübdeablegung im Mutterhaus Hl. Blut am 15. August 1938:

Schwester M. Romula, Schwester M. Helmtrudis, Schwester M. Wiltraud, Schwester M. Bernfrieda, Schwester M. Alverna, Schwester M. Christophoris, Schwester M. Michael, Schwester M. Philomene, Schwester M. Antonie, Schwester M. Lydia, Schwester M. Renilda, Schwester M. Leonis, Schwester M. Edelburga, Schwester M. Adelmarris, Schwester M. Padua, Schwester M. Oliva, Schwester M. Praxedä, Schwester M. Alice, Schwester M. Mechtild, Schwester M. Palmatia, Schwester M. Edelgardis.

Ewige Profess in Hl. Blut am 15. August 1938:

Schwester M. Galgani, Schwester M. Reginatis, Schwester M. Bernardis, Schwester M. Magdalenis, Schwester M. Hedwiga, Schwester M. Annesta, Schwester M. Emanuel, Schwester M. Mehta, Schwester M. Edelwida.

Einkleidung am 14. August 1938 in Wernberg, Kärnten: Schwester M. Adeltraud, Schwester M. Gebharda, Schwester M. Gertrudis, Schwester M. Komedia, Schwester M. Irmenhilde.

Erste Gelübdeablegung am 15. August 1938 in Weinberg: Schwester M. Ambrosis, Schwester M. Ottwina, Schwester M. Ignatis, Schwester M. Bertholdis.

Ewige Profess in Wernberg am 15. August 1938: Schwester M. Waltrudis, Schwester M. Urbina.

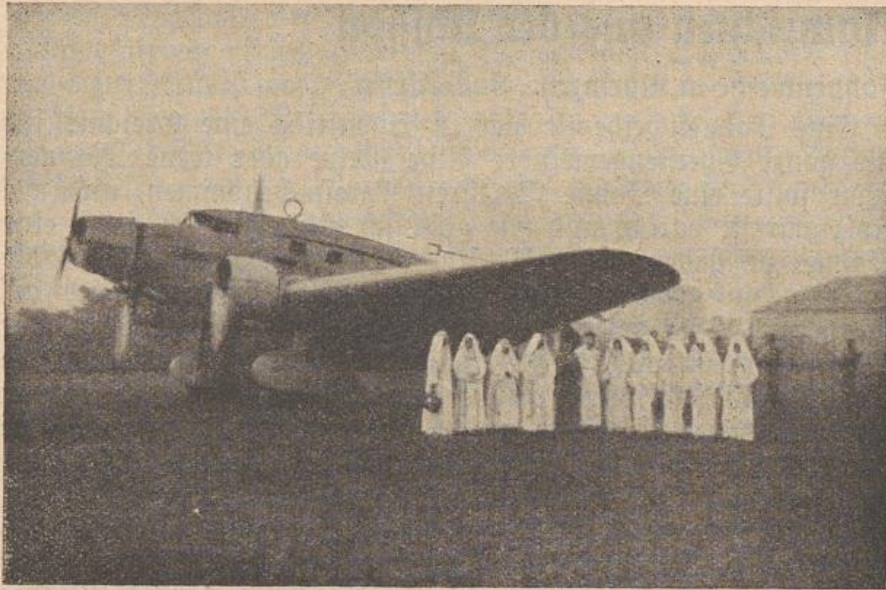
Mit dem Flieger von Coquilhatville nach Luluabourg, Congo

(Auszug aus dem Reisebericht)

Das große Flugzeug, welches geregelt vom Kongo=staat nach Brüssel fährt, stand bereit und sollte uns bis Leopoldville bringen. In echter Abschiedsstimmung standen die uns begleitenden Schwestern mit uns vor dem Riesensfahrzeug, auf dessen Schwingen wir den belgischen Kongostaat zum Teil durchkreuzen sollten. Majestätisch kam es aus der Halle! Die Propeller wurden in Gang gebracht und surrten und schnurrten durch die Luft. Die Morgensonne wünschte uns vom Osten her ihren „guten Morgen“; da rief der Pilot: „Einsteigen!“ Wer waren die Passagiere? Für jetzt nur wir zwei arme Nönnchen! Wie auf mächtigen Adlerschwingen erhob sich das Flugzeug von der Erde. Immer kleiner wurden die weißen Gestalten da unten, denen wir aus der Höhe ein letztes „Lebewohl“ zuwinkten. Es war Himmelfahrtsfest; lebhafteste Erinnerung an das Evangelium! Leider ging unsere Fahrt nicht in den Himmel, wir müssen ja noch durch das Tränental wandern.

In Leopoldville hatten wir nur eine Stunde Aufenthalt, da ein anderer Flieger uns nach dem Süden Afrikas bringen mußte. Hier bekamen wir Reisegesellschaft von drei Personen. In Port-Frankque wurde gelandet, und zwar bis zum anderen Tag. Wir waren genötigt, in einem Hotel zu übernachten. Durch diesen Aufenthalt verpaßten wir in Luluabourg den Anschluß mit der Bahn und mußten dort vier Tage auf den nächsten Zug warten, der nach Bulawayo ging. Als wir morgens zum Flugplatz gingen, standen zwei Flugzeuge in Bereitschaft. In dem andern war der hochwürdigste Herr Bischof von Luluabourg, der nach Leopoldville fuhr. Bei ihm erkundigten wir uns nach einer Herberge für den viertägigen Aufenthalt. Der leutselige Oberhirte lud uns freundlich ein, dort zu seinen Schwestern zu gehen. So waren wir von der Sorge über den uns bevorstehenden Aufenthalt befreit und stiegen wohlgenut in unser Fahrzeug.

Weil dichte Nebel in den Lüften hingen, konnten die Piloten keinen Höhenflug unternehmen. Sie flogen einen großen Teil des Weges einem Flusse nach. Allen Windungen, die er machte, mußte unser großer Vogel folgen. So konnten wir alles beobachten; die Eingeborenen, die uns beim Fischfang und auf den Sandbänken freundlich zuwinkten. Andere ergriffen vor dem Ungetüm, das sie in der Luft sahen, eiligst die Flucht. Wieder andere schauten uns weiße Gestalten für Missionare



Pater Missionar, eine Dame aus Coquilhatville und die Schwestern von Samania auf dem Flugplatz bei unserem Flugzeug vor der Abfahrt (Photo: Archiv)

an und fielen auf die Knie, um den Segen zu empfangen.

In Luluabourg angekommen, brachte man uns zu den Patres Missionaren. Hier erfuhren wir, daß die Schwestern 20 Meilen entfernt wohnten. Da das Auto des hochw. Herrn Bischofs noch da stand, brachte man uns zu den Schwestern der christlichen Liebe. — Auf der Fahrt dorthin mußten wir den Lulufluß überqueren. Die eigenartige Fähre bestand aus vier ausgehöhlten großen Baumstämmen, die in der Mitte mit Brettern belegt waren. Der Chauffeur mußte gut zielen, daß er den rechten Platz auf der Fähre erreichte. Die Eingeborenen nahmen ihre Sitze an den Enden der ausgehöhlten Baumstämme und ruderten unter munterem Geplätscher hinüber.

Obwohl unangemeldet, wurden wir mit herzlicher Gastfreundschaft bei den Schwestern aufgenommen. Sie zeigten uns in freundlicher Weise die Kirche und Wohnung des Bischofs, die Schulen, Krankenhaus und die Noviziate der eingeborenen Brüder und Schwestern. In liebevoller Weise sorgten sie nach vier Tagen für Fahrgelegenheit zur Bahnstation.

Das hohe Pfingstfest brachten wir im Eisenbahnzuge zu, in dem wir vier Tage verbleiben mußten, bis die Fahrt nach Bulawayo beendet war. Über die Wunder und Schönheiten der Natur haben wir schon öfters berichtet. Überall sorgt der liebe Gott für die Existenz seiner Kinder.

So interessant die Fahrt in der Luft auch war, wir arme Erdenkinder waren doch wieder froh, als wir festen Boden unter uns hatten.

Nachrichten aus der Mission

Fahnenweihe in Mariazell. Süd-Afrika

Eine Fahnenweihe ist hier in Südafrika eine Ereignis für die ganze Christengemeinde. Eine kleine aber treue Mannerschar sollte eine Fahne für ihren Verein bekommen, und wie stolz war sie darauf und wie glücklich fühlte sie sich, selbst eine Fahne zu haben. Um 10 Uhr morgens beierten schon die Glocken und weckten eine freudige Feststimmung. Bald bewegte sich eine feierliche Prozession vom Eingangstor der Mission zur Kirche. An der Spitze schritten der Priester und die Ministranten mit Kreuz und Fahne. Ihnen folgten vier kleine, weißgekleidete Mädchen, welche die noch aufgerollte Fahne trugen. Die Männer gingen in heiliger Andacht hinterher, begleitet von den Mitgliedern des Mütter- und des Jungfrauenvereins, die ihre Fahnen stolz schwenkten.

Die zu weihende Fahne langte an den Stufen des Hochaltars an. Hier wurde das Weihegebet gesprochen, die Fahne gesegnet, dann aufgerollt und dem Fähnrich überreicht. — Dieser wichtige Augenblick war den vier kleinen Fahnenträgerinnen zu kurz, sie konnten sich vom Hochaltar nicht trennen und konnten nicht verstehen, daß ihre wichtige Aufgabe gelöst sei. Schließlich mußte man sie bei der Hand nehmen und wegführen.

Nun folgte die heilige Messe. Dabei erklangen vielstimmige Lieder, wie sie nur die Eingeborenen singen können. Als das Kommunionglöcklein ertönte, fanden sich alle Männer an der Kommunionbank ein. Nach Beendigung des Gottesdienstes bewegte sich nun eine Prozession mit drei Fahnen, natürlich der Männerverein voran, singend nach einem kleinen, geschmückten Raum, der von den Schülern für das Festmahl abgetreten wurde. Die Männer strahlten vor Freude, als sie sich niederließen, um den Festbissen, der aus einem großen Stück Fleisch und drei Stück Brot bestand, zu verzehren. — Die Fahne erhielt den Ehrenplatz.

Da kamen unsere vier kleinen, weißen Fahnenträgerinnen herein, die sich vergessen glaubten. Diesem Kummer wurde schnell abgeholfen. In aller Eile wurde Brot und Fleisch geholt, und nun waren sie zufrieden. — Nach einem kleinen Tischgebet ließen sie sich auf den Rasen nieder und verzehrten glückstrahlend ihr Festbrot.

Erfolgreiche Tätigkeit von Negerpriestern.

Papst Pius XI., der große Missionspapst, hat recht, wenn er immer und immer wieder auf die Heranbildung eines einheimischen Klerus in den Missionsländern drängt. Was Negerpriester zu leisten imstande sind, davon verrät Pater Bros-

mann, der Vertreter des Apostolischen Vikars von Tabora, Zentralafrika, etwas in einem Bericht vom September 1937 an die Petrus-Claver-Sodalität.

Herr Rafael, Negerpriester und Pfarrer in der Mission Itaga, erzählt Wunderbares von der katholischen Aktion. Zahlreich kehren verirrte Christen zurück. Viele Katechumenen, die den Unterricht aufgegeben hatten, besuchten ihn wieder mit Eifer und mehre hundert neue Katechumenen wurden gewonnen. Die Männer der katholischen Aktion haben neben der Mission ein Dorf gebaut, wo Auswärtige, die auf die Mission kommen, Unterkunft finden. Unter den Frauen der Mitglieder der katholischen Aktion wurde eine Bruderschaft errichtet unter dem Schutze der heiligen Theresia vom Kinde Jesu, deren Teilnehmerinnen es sich zur Aufgabe machen, für die gefährdete weibliche Jugend zu beten und Ordensberufe zu erfliehen. Auch unter den Männern wurde eine Bruderschaft errichtet unter dem Schutz des frommen Tobias. Die Mitglieder nehmen sich einzelstehender Personen an, die keine Familie haben, und verpflichten sich, ihnen während der Krankheit und beim Sterben beizustehen. Sie sorgen für ihr Begräbnis und lassen heilige Messen für sie lesen. Itaga ist auch die einzige Station, die eine männliche und weibliche Jugendabteilung der katholischen Aktion hat. Jeden Samstag ist für die Jugendabteilung Versammlung mit gesungener heiliger Messe. Regelmäßig erscheinen dazu 250 Mitglieder.

Ich muß gestehen, so fährt Pater Brosmann fort, mich hat dieser Bericht über die Tätigkeit in Itaga besonders gefreut und ich dachte mir, daß es ein glücklicher Gedanke war, als man im Februar letzten Jahres diesen schwierigen Posten den beiden eingeborenen Priestern Herrn Rafael und Herrn Theodor anvertraute. Sie haben ihn rasch zur Blüte gebracht.

Claver-Korrespondenz, Salzburg.

z

Ein probates Mittel

Jemand fragte eine Frau, die mit Kreuzen und Leiden überladen war: „Überfällt Sie niemals eine Schwermütigkeit oder eine schlechte Laune? Empfinden Sie nie Widerwillen in den traurigen Verhältnissen, in denen Sie verkehren?“

„Gewiß, ich fühle das so wie jeder andere“, gab die Frau zur Antwort, „aber diese Gefühle tun mir kein Leid an.“

„Dann müssen Sie aber einen besonderen Balsam haben, um das alles tragen zu können?!“

„Ja, — gegen die Widerwärtigkeiten von seiten der Menschen habe ich die Liebe. Gegen die Qualen der Zeit brauche ich das Gebet; und gegen die körperlichen Leiden, die mir Schmerzen verursachen, stelle ich die Waffe: Gottes heiliger Wille geschehe!“

Rhodesia, einst und jetzt

Schw. M. Leonore

Süid-Rhodesia, das ungefähr so groß wie Deutschland ist, kam im Jahre 1890 in den Besitz der Engländer. Der mutige Pionier, Mr. Cecil Rhodes, hatte nach langen Bemühungen einen Vertrag mit dem großen und ebenso gefürchteten König Lobengula abgeschlossen. Die Engländer erhielten damit die Erlaubnis, nach Gold und anderen Metallen zu graben. Es war ein mühevoller und gefährlicher Anfang unter den wilden Eingeborenen und den unbekanntem, klimatischen Verhältnissen; aber er wurde mit Erfolg gekrönt. Der Boden zeigte sich reich an kostbarem Metall und geeignet für die Landwirtschaft. Bald kamen viele Europäer, bauten sich Häuser und Städte, bearbeiteten das Land und trieben Industrie. So ist heute Rhodesia, das nach seinem Gründer benannt wurde, ein zivilisiertes Land mit allen modernen Verkehrsmitteln und Einrichtungen.

Geht man aber von der Landstraße ab und durchquert die endlosen, noch unbebauten Gebiete, so trifft man zahlreiche Spuren der Vergangenheit. Darum machen wir in den Ferien mit Vorliebe kleine und größere Entdeckungsreisen. So brachen wir auch an einem schönen Morgen auf. Unser Ziel waren die „Bushmen Paintings“, eine Kette von gewaltigen Felsblöcken, wo einst die wilden Buschmänner ihre Behausungen hatten. Die mächtigen Granitfelsen, die in allen Formen und Größen überall im Land herum zerstreut liegen, bilden ein charakteristisches Merkmal von Rhodesia. Es war nicht das erste Mal, daß wir dort hingingen; aber wir wußten, daß uns jedesmal neue Überraschungen erwarteten. Heute glich unser Ausbruch dem „Auszug aus Ägypten“. Voraus marschierten unsere eingeborenen Kandidatinnen mit Körben und Eimern auf den Köpfen, denn der ganze Tagesvorrat mit Kochgeschirren wurde mitgenommen, sonst wäre es ja kein richtiger „Picnic“. Hinter ihnen gingen die schwarzen und weißen Missionschwestern, alle mit einem großen Tropenhut ausgerüstet zum Schutz gegen die sengenden Strahlen der Afrikasonne. Im Gänsemarsch ging es voran, auf den geheimnisvollen Fußpfaden der Steppekinder. Man muß sich oft wundern, wie die Eingeborenen oft meilenweit alle ihre kleinen Pfädchen wissen, die zumeist auf beiden Seiten mit mannshohem Gras bewachsen sind. Wie wir die Straßen einer Großstadt kennen, so können sie in weitem Umkreis jeden Baum, Felsen oder Hügel unterscheiden. Ebenso merkwürdig ist die Genauigkeit, mit der sie die Zeit anzugeben vermögen. Die Sonne ist ihre Uhr. Fragt man z. B. „Wann werden wir an diesem oder jenem Ort ankommen?“, so zeigen sie mit der Hand nach oben und sagen: „Wenn die

Sonne dort steht“, oder „bevor die Sonne untergeht“, oder „nach zwei, drei Tagen“ usw. Bei weiteren Entfernungen fragen sie gewöhnlich vorsichtshalber: „Schwester, meinst du den Weg für dich oder für mich?“ Sie wissen, daß wir nicht wie sie ganze Tage ohne Unterbrechungen gehen können und sagen dann wohl: „Schwester, da kommst du nicht hin, da müssen wir dich tragen.“

Unsere heutige Wanderung war aber nicht so weit, und es ging fröhlich voran. Bald kamen wir an den Mascheke-Fluß. Das Wasser war niedrig, so konnten wir über die Steine hüpfen. Für uns Europäer bedeutet das ein kleines Kunststück, das selten ohne ein unfreiwilliges Fußbad abgeht. Aber was schadet's? — In wenigen Minuten sind Schuhe, Strümpfe und Füße wieder trocken. — November ist sonnige Frühlingszeit. Das wilde, unberührte Buschland war mit frischem Grün bedeckt. Gegen Mittag hatten wir die Hügelkette erreicht und suchten uns ein schattiges Lagerplätzchen. Ringsumher große Stille und Einsamkeit. Weit und breit keine menschliche Behausung oder irgendein Zeichen menschlicher Tätigkeit. Nun aber kam frisches Leben in die Wildnis. Ringsumher lag billiges Brennholz und schon loderte ein lustiges Feuerlein. Der Maisbrei und unser Tee waren bald zubereitet. Unter fröhlichem Lachen und Plaudern wurde Mittagmahl gehalten. Wie das schmeckte! Ganz anders als daheim!

Nach der erquickenden Stärkung fingen wir an, die Felsen zu besteigen. An einem gewaltigen, überhängenden Block konnte man die Zeichnungen der Buschmänner sehen. Bäume, Tiere, wie Löwen, Affen, Schakale, sowie ganze Jagdszenen sind noch frisch erhalten. Von den ehemaligen Bewohnern dieser Wildnis ist jedoch längst keine Spur mehr vorhanden; sie sind von den stärkeren und kriegerischen Stämmen der Bantus völlig ausgerottet worden. Aber ihre Zeichnungen, die mit unauslöschbaren Farben in die harten Granitfelsen eingeritzt sind, geben von ihnen Zeugnis. Niemand weiß genau, vor wieviel hundert oder gar tausend Jahren sie hier ihr primitives Leben fristeten.

Inzwischen riefen uns einige frische Stimmen zu: „Komm hier herauf, hier ist eine Festung.“ Ganz steil ging es in die Höhe, von Fels zu Fels, ein richtiger Alpenaufstieg. Oben sahen wir ein niedriges Eingangstor. Die Zwischenräume von einem Felsblock zum andern waren mit rohen Steinen vermauert. Durch die Tür konnte nur eine einzelne Person kriechen. Langsam schlüpfen wir hinein und entdeckten im Hintergrund viele kleine Höhlen, lange Gewölbe, die durch den Berg führten, und Schlupfwinkel aller Art. Es war uns bald klar, daß wir uns in einer richtigen Mashona-Festung befanden, einem Wahrzeichen der geschichtlichen Ereignisse des letzten Jahrhunderts.

Die Eingeborenen von Rhodesia gehören, wie alle Südafrika-Neger, zu der großen Rasse der Bantus, die sich in viele Stämme teilt. Im Osten des Landes mit dem heutigen Zentralpunkt, der Hauptstadt Salisbury, leben die Mashonas; im Westen rund um Bulawayo die Matabele. Die Mashonas sind ein friedliches Volk, das sich von Ackerbau und Viehzucht ernährt. Sie wanderten in diese Gegend ein vor ungefähr 500 Jahren und kamen von Ost- und Mittelafrrika. Die Matabele waren ein räuberischer Kriegsstamm, eine Abzweigung der Zulus. Sie drangen vom Süden her vor mit ihrem Führer Mzilikazi, der sich von dem grausamen König Tshaka losgetrennt hatte, und nun hier sein eigenes Volk gründete. Natürlich brachten sie ihr heißes Blut und ihre unermüdliche Kampfeslust mit. Bald ertönte das Kriegsgeschrei in diesen sonst so friedlichen Gegenden. Wer sich zur Wehr setzte, wurde niedergemetzelt, Kraale gingen in Flammen auf, Frauen, Kinder und Viehherden wurden als Beute mitgeschleppt. Das waren schreckliche Zeiten für die armen Mashonas. Da flüchteten sie in ihre Felsenfestungen, ohne je ihres Lebens sicher zu sein. Unsere Kinder wissen diese Geschichten alle von ihren Großeltern. Manche alte Leuten erzählen jetzt noch oft von jenen Schreckenstagen. Erst der Einzug der Europäer anno 1890 brachte Ruhe, Friede und Freiheit. Lobengula war der Sohn des Mzilikazi und letzter Matabelekönig. Bei einem Aufstand wurde er von den Engländern endgültig besiegt; seither herrscht der weiße Mann in diesem Lande und brachte all die Umwälzungen zustande, die in der Einleitung erwähnt wurden. Heute sind Mashonas und Matabele vielfach vermischt und genießen gemeinschaftlich die Segnungen der Zivilisation. Wir haben hier in unserer Schule mehrere Matabele-Mädchen, die sich zusammen mit ihren Mashona-Kameradinnen auf den Lehrerinnenberuf vorbereiten. Eine von ihnen, Maria mit Namen, ist sogar ein Nachkömmling des Lobengula. Sie ist eine der ersten Kandidatinnen für die noch zu gründende Schwesterngenossenschaft in ihrer Heimat. Erst vor wenigen Jahren, lange nach den Mashonas, haben sich die Matabele für den Samen des Christentums empfänglich gezeigt. Maria muß natürlich oft herhalten, wenn Entdeckungen gemacht und alte Erinnerungen aufgefrischt werden. Ihre Mashona-Freundinnen machen dann allerlei Bemerkungen über ihre „liebenvollen Vorfahren“. Ganz bescheiden gibt sie es zu und sagt: „Ich kann ja nichts dafür, daß meine Ahnen so böse waren.“

Es ist interessant, den Lauf der Geschichte in so lebendiger Anschauung zu betrachten. Nachdem wir unsere Festung genügend erforscht hatten, versammelten wir Schwestern uns auf einem Felsvorsprung, um in Gottes stiller Natur, an so denkwürdiger Stätte, das Offizium zu beten. Den einen Chor

bildeten die schwarzen Schwestern, die Enkelkinder jener, die einst hier ihre Zuflucht gesucht hatten, und den andern wir. Die Felsblöcke waren unsere Chorstühle. So klangen die Psalmen zum Lobe Gottes hernieder von der Festung, wo einst heidnische Tänze, wilder Lärm und Kriegsgetümmel herrschten. Da kam es uns allen so recht zum Bewußtsein, welch ein unermesslicher Segen das Licht des wahren Glaubens für diejenigen ist, die in Finsternis und Todesschatten sitzen.

3

Wenn Neger heiraten

Hat ein schwarzer Jüngling sich für die Ehe entschlossen, muß er naturnotwendig eine Braut suchen. Zu diesem Zweck entwirft der Schwarze einen großzügigen Plan, zusammengesetzt aus List und Diplomatie und verdrückter Schlaueit. In dem Augenblick, wo die Erkorene allein am Flusse ist, wird sie sozusagen verhaftet. Er schickt zu ihr zwei Burschen, die das Mädchen kurzerhand vor die unabänderliche Tatsache stellen, daß sie von N. N. geheiratet wird. Sie erfährt sofort auch Tag und Stunde.

Dieser Überfall muß sie scheinbar nach außen hin traurig machen. Ihr Negerherz aber ist sehr einverstanden. Sofort beginnen die langwierigen Vorbereitungen, im Vergleich zu denen das europäische Standesamt immerhin noch ein Galopprennen bedeutet. Die Freundinnen werden ins Geheimnis eingeweiht; die Eltern dürfen nur ja nicht davon erfahren. Viel Gewicht legt die dunkle Braut auf Perlen, welche sie in möglichst großer Menge kauft. Junge Weiber und Mädchen helfen bei der Ausstattung des Brautschmuckes.

Endlich bricht der festgesetzte Tag an! Das Wagnis wird begonnen. In Begleitung zweier Freundinnen pilgert die Tapfere zum Kraal des Bräutigams; der wäre ja nicht zu fürchten. Aber sein Vater! Nun, die Liebe riskiert alles, auch ein Donnerwetter mit einem künftigen Schwiegervater, das sie übrigens nicht allein ausfechten muß. Der Bräutigam schickt ihr nämlich heimlich eine Schar von Burschen und Mädchen als Bundesgenossen zum Kampf und Streit entgegen. Am Hause angekommen, versteckt sich das Mädchen und legt den mitgenommenen Schmuck mit der bekannten einheimischen Eitelkeit an. Zugleich ist sie sehr diplomatisch. Sie hält sich fern vom Schuß, und schickt kräftige Burschen in die Höhle des Löwen, d. h. des Schwiegervaters. Diese fragen und bitten, ob die Braut kommen dürfe. Nach altem Negerprogramm muß der künftige Schwiegervater nach allen Regeln der Kunst schimpfen: „Wer

hat sie gerufen? Ich nicht! Sie hat hier nichts zu suchen!" u. ä. Die letzte Strophe des Polterliedes ist immer gnädig und klingt in den Wunsch aus, das Negerdämchen solle kommen.

Jetzt erreicht die Komödie ihren Höhepunkt! Denn nun will die Braut nicht mehr. Erst zwei bis drei Geldstücke bringen es fertig, die Schmollende zu besiegen. Auf einer Matte, mitten im Raume, schläft sie jetzt mit ihren Freundinnen. Vom Bräutigam, der sich in einer anderen Hütte aufhält, und von seiner ganzen Sippe ist nichts zu sehen. — Am nächsten Tag, bei Sonnenaufgang, geruht die Gnädige sehr früh aufzustehen, um zur Morgentoilette zum Fluß zu gehen, wovon sie erst gegen Mittag im Hause wieder ankommt. Vom Mittagessen rührt sie keinen Bissen an, ohne erst eine klingende Münze zu erhalten. Dieses Manöver wiederholt sie jeden Tag ein paarmal. — Auf diese Weise wird sie reich und macht auch den Vater des Bräutigams mürrisch, so daß dieser sich gern herbeiläßt, zwei Gesandte zum Vater der Braut zu schicken, um dessen Einwilligung zur Ehe zu holen. Dabei präsentieren sie ihm zwei fette Ochsen als Sühne dafür, daß seine Tochter entführt wurde; auch dieser Brautvater erweist sich als sehr geschäftstüchtig. Er erklärt nämlich kaltblütig, es sei ihm absolut unmöglich, den Mund zu öffnen, ehe er nicht drei englische Pfund als Lösemittel erhalten habe. Und nun beginnt ein förmlicher Kuhhandel um die Braut, man schachert, wie um ein Stück Vieh.

Aber auch im Hause des Bräutigams geht das Theater weiter. Die Schwiegermutter betritt als erste die Kammer der Braut. Sie will kein faules Tierpüppchen als Schwiegertochter haben, darum bringt sie ihr zu ihrer dürstigen Lendenbedeckung aus Perlen Tücher und Lendenkleider. Von nun an muß der bräutliche Gast arbeiten, früh aufstehen, Wasser tragen, Holz holen und Mais mahlen.

Am vierten Tag zieht der Bräutigam ein.

Die Braut erhält von nun ab viel Geld. Jeder, in dessen Gegenwart sie etwas ißt oder trinkt, muß seinen Beutel öffnen. Zwei Monate lang treibt sie solche einträglichen Geldgeschäfte. Vor allem kauft sie dafür Glasperlen, an deren Glanz sich ihre Augen entzücken. — Nun werden Schwiegermutter und -tochter immer intimer. Erstere nimmt das junge Mädchen sogar freundschaftlich unter den Arm und führt sie in den Viehkraal. Mädchen und Burschen gehen mit. Dann wird gesungen, getrunken und gesprungen und zwischenhinein muß die Braut zur Abwechslung auch weinen, weil sie wieder fort muß.

Bei Sonnenuntergang des nächsten Tages kehrt sie ins Vaterhaus zurück. Hier gibt es zunächst noch einmal einen programmäßigen Schimpfsanfall, weil der Sprößling bei Nacht ankommt; dann aber verzieht sich das Gewitter und bei Schmaus und Trank und Tanz löst sich alles in Wohlgefallen auf.

Tags darauf werden zwei Ziegen geschlachtet und wieder gezecht und getanzt und — geheiratet!

Daß diese heidnische Ehe oft eine solche lächerliche Komödie zwischen Lügen, Lachen und Weinen wird, wie die Verlobung und die Hochzeit es gewesen ist, kann man sich wohl denken.



Marianische Aktion

Zur besonderen Aktion mögen nur solche beitreten, die etwas mehr für Maria tun wollen; jedoch werden nicht große Dinge verlangt. Auch die Obliegenheiten der besonderen Aktion sind vielen Marienverehrern und =verehrerinnen gut möglich. Um dies besser zu verstehen, wollen wir auf die einzelnen Aufgaben der Mitglieder der besonderen Aktion etwas näher eingehen.

Es ist selbstverständlich, daß jedes Mitglied der besonderen Aktion auch die bescheidenen Verpflichtungen der allgemeinen Aktion treu erfüllt. Dazu kommt als erste Obliegenheit der besonderen Aktion statutengemäß „die marianische Selbstheiligung, nach Anleitung des seligen Ludwig Maria Grignion von Montfort“. Dieselbe besteht in ihrer Grundlinie darin, daß man erstens nach einer angemessenen Vorbereitung sich gänzlich mit all seinen Gütern Maria übergebe, um durch sie Jesu Christi ganz anzugehören, und zwar möglichst an einem ihrer Feste und nach der feierlichen Weiheformel des Seligen. Zweitens: gewohnheitsmäßig in der vollen Abhängigkeit von dem Willen der allerseeligsten Jungfrau und in Vereinigung mit ihr lebe, nach dem Beispiele unseres göttlichen Heilandes in Nazareth.

Alle Schüler und Schülerinnen des seligen Ludwig Maria sind mit diesem geistlichen, tief marianisch=christologischen Weg in der Praxis gut vertraut durch das kurze Kennwort: „Alles für Jesus, durch Maria!“ Freilich empfehlen wir all unsern Mitgliedern, sich der vollkommenen Hingabe an Maria oft in Gebet, Betrachtung und Lektüre zu befleißigen, und geben darum einige gut grignionianische Literatur an. In deutscher Sprache wurde die tiefgründige und allseitige Marienlehre des Seligen zum erstenmal veröffentlicht im Jahre 1905 von dem Canisiuswerk, Freiburg (Schweiz), unter dem Titel: „Das

goldene Buch der vollkommenen Andacht zu Maria von Ludwig Maria Grignon, welches 1932 bereits in 7. Auflage in 86 000 Exemplaren verbreitet war. Außerdem gibt es noch eine Reihe kleinerer Broschüren, z. B. „Die vollkommene Andacht zu Maria“ von P. J. Hättenschwiller S. J. „Maria, Königin der Herzen“ von P. Markarius. M. Batho M. C., St.-Josefs-Verlag, Reimlingen; ferner „Kleiner Katechismus der wahren Andacht zu Maria“ von Kurat M. Pigner. U. M.



Wenn die Sonne vom Firmament verschwinden würde,

dann müßten wir allen Blumen für immer Lebewohl sagen, dann wäre zu Ende der Glanz, die Wonne, welche das Licht in unserem Gemüte verbreitet, dann versänke unser Herz in düstere Nacht und Schwermut; dann müßte zuletzt alles Wachstum und Leben aufhören. — Ist nicht die Eucharistie die Sonne der ganzen heiligen Kirche? Wo wäre ohne sie der Eifer der Apostel, der Starkmut der Märtyrer, die lilien-gleiche Reinheit der Jungfrauen?



Herzliches ‚Vergelt's Gott!‘

allen unsern Wohltätern, Abonnenten und Abonnentinnen für die im verflossenen Monat eingesandten Beiträge. Doppelt dankbar für pünktliche, treue Einsendung in dieser schweren Zeit, versichern wir Sie des besonderen Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete: „Verleihe ihnen der Herr allen das ewige Leben!“

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut: 1. Am Rosenkranzfest (7. Okt.) und während der Oktav desselben.

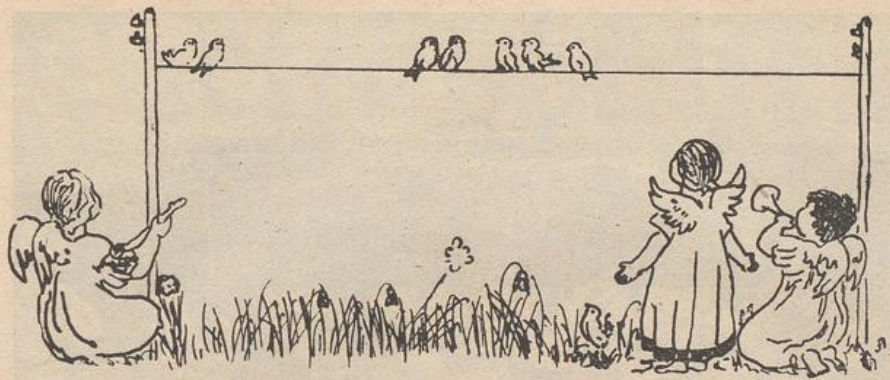
Goldkorn.

„Indem wir“, sagt der heilige Cyprian, „das für uns vergossene Blut Christi empfangen, werden wir gestärkt und angeregt, daß wir auch unser Blut heldenmütig für Ihn vergießen, denn stark wie der Tod ist die Liebe.“

Gebetserhörnung

Innigen Dank dem heiligen Judas Thaddäus für auffällige Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

M. C. „Riffingen“.



F ü r d i e K i n d e r

Seute erzähle ich euch einige kleine heitere Szenen, welche unsere Würdige Mutter Generaloberin auf ihrer Visitationsreise im Kongo erlebt hat. — Denkt euch, die Schulknaben haben selbst eine Festhalle gebaut und haben, wie ihr auf dem Bilde hier seht, ganz flotte Reigen gespielt. Auch die Mädchen zeigten ihre Künste im Spiel.

Ein Küchenjunge von Bamania durfte in Coquilhatville, einer großen Stadt im Kongogebiet, einer Filmvorstellung beiwohnen, und zwar das Begräbnis von König Albert in Brüssel. In seiner Begeisterung wollte er am andern Tag dem Kuhhirten klarmachen, was er alles gesehen habe, und sagte dann einfach: „Schau, das Noviziatshaus unserer Brüder ist ein Hühnerstall gegen die Häuser von Brüssel, die ich gesehen habe.“

Ein anderer schwarzer Bursche, der derselben Filmvorführung beigewohnt hatte, sagte ganz offen und treuherzig zu seinem Herrn: „Du hast mich oft einen Affen genannt, wenn ich ungeschickt war, und das hat mir wehe getan; aber jetzt kannst du mich ruhig so nennen, denn ich sehe ein, daß wir euch Europäern gegenüber nur wie Affen sind. Was habt ihr in Europa doch schöne Häuser und andere großartige Sachen; und das habt ihr alles verlassen?“

Unsere Würdige Mutter besuchte auch die Bewahrschule und gab den Kindern Zwieback; das ist nämlich dort ein großes und seltenes Geschenk. Sie wartete mit Mutter Tertula auf den Augenblick, wo die Mündchen der Kleinen sich öffneten und die weißen Zähne den Leckerbissen zermalmt. Sie warteten aber vergebens. Mit strahlenden Augen hielten sie mit ihren kleinen Fingerchen den Zwieback fest umklammert; kein einziges der Kinder machte den Versuch, ein Bröckchen zu probieren. Ganz erstaunt darüber, erkundigte sich Würdige Mutter nach der Ursache dieses, bei Kindern ungeahnten Ver-



Die ehrwürdigen Schulbrüder machen mit ihren Schülern eine Vorführung
(Photo: Archiv)

haltens. Wir erhielten die schöne Antwort, daß die Kinder diesen seltenen Leckerbissen unverfehrt nach Hause tragen, und daß jedes Familienmitglied etwas davon bekomme und sei es das kleinste Bröcklein. Das hatte Würdige Mutter von den kleinen Krausköpfchen nicht erwartet. — Wieviel Gutes und Edles liegt doch in diesen unverdorbenen Kinderherzen.

Zum Schluß muß ich euch von den dortigen schwarzen Jungen, die so schön gespielt haben, etwas erzählen. Sie sind nicht nur im Spiel gewandt, sondern sind auch im Lernen und in der Musik nicht nachlässig.

Die ehrwürdigen Brüder hatten mit ihren kleinen Schülern den liturgischen Gesang der Vesper eingeübt, und am Fest Christi Himmelfahrt sollten sie in der Kirche ihre schönen Knabenstimmen erklingen lassen. Sie wurden alle als kleine Benediktinermönche gekleidet, saßen wie die Mönche in der Kirche und ließen in hellen Tönen Gottes Lob erschallen. Die vorgeschriebenen Zeremonien machten sie sehr erfurchtsvoll. Das war wirklich ein erhebendes Schauspiel unter den Negern im Heidenland.

R

Die Ehre

Wenn du deinem Schatten nachläuffst, so läuft er dir davon; wenn du aber vor deinem Schatten davonläuffst, so läuft er dir nach. Gerade so ist's mit der Ehre; wenn du sie fliehst, wirst du sie gewinnen, denn der Demütige wird erhöht werden; wenn du ihr aber nachläuffst, wird dich alle Welt verachten.